

Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft 21 / 2014

THEMENSCHWERPUNKT:
HANDLUNGSFELDER DEUTSCHER AUßENPOLITIK

- OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2013
- MUSICA PRO PACE 2013
- BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

V&R unipress

Wissenschaftlicher Rat der Osnabrücker Friedensgespräche 2013-2014

Prof. Dr. Martina Blasberg-Kuhnke, Kath. Theologie, Universität Osnabrück (Vorsitz)
Prof. Dr. Karin Busch, Biologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Roland Czada, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück (Stellv. Vorsitz)
Hans-Jürgen Fip, Oberbürgermeister a.D. (Ehrenmitglied)
Prof. i.R. Dr. Wulf Gaertner, Volkswirtschaftslehre, Universität Osnabrück
apl. Prof. Dr. Stefan Hanheide, Musikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Christoph König, Germanistik, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Reinhold Mokrosch, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Arnulf von Scheliha, Evangelische Theologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Ulrich Schneckener, Politikwissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. em. Dr. György Széll, Soziologie, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Bülent Ucar, Islamische Religionspädagogik, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Albrecht Weber, Rechtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Siegrid Westphal, Geschichtswissenschaft, Universität Osnabrück
Prof. i.R. Dr. Tilman Westphalen, Anglistik, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Rolf Wortmann, Politikwiss. und Public Management, Hochschule Osnabrück
Dr. Henning Buck (Geschäftsführung)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Henning Buck

Redaktionelle Mitarbeit: Joachim Herrmann, Dr. Michael Pittwald, Jutta Tiemeyer

Einband: Bruno Rothe / Tefvik Göktepe, unter Verwendung einer Fotografie des ›Weltsaals‹ im Dienstgebäude des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Wir danken für freundliche Unterstützung der Osnabrücker Friedensgespräche 2013-2014

- der Stadtwerke Osnabrück AG
- der Sievert-Stiftung für Wissenschaft und Kultur
- der Oldenburgische Landesbank AG
- dem Förderkreis Osnabrücker Friedensgespräche e.V.

Redaktionsanschrift: Geschäftsstelle der Osnabrücker Friedensgespräche
Universität Osnabrück, Neuer Graben 19 / 21, D-49069 Osnabrück
Tel.: + 49 (0) 541 969 4668, Fax: + 49 (0) 541 969 14668
Email: ofg@uni-osnabrueck.de – Internet: www.friedensgespraeche.de

Die Deutsche Nationalbibliothek – Bibliografische Information: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
1. Aufl. 2014

© 2014 Göttingen, V&R unipress GmbH mit Universitätsverlag Osnabrück.

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany: Hubert & Co., Göttingen.

Gedruckt auf säurefreiem, total chlorfrei gebleichtem Werkdruckpapier; alterungsbeständig.

ISBN: 978-3-8471-0357-8
ISSN: 0948-194-X

Inhalt

Vorwort der Herausgeber.	7
Editorial.	9
I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2013	
<i>Journalisten in Gefahr – Zum Stand der Presse-, Medien- und Informationsfreiheit</i>	
Mit Christian Mihr, Maryna Rakhlei, Shi Ming	15
<i>Zwischen Schutzverantwortung und militärischer Zurückhaltung – Wie helfen wir den Opfern von Krieg und Bürgerkrieg?</i>	
Mit Guido Westerwelle und Christian Tomuschat	37
<i>Energiepolitik und Frieden</i>	
Mit Stephan Kohler und Ernst Ulrich von Weizsäcker.	57
<i>Verständigung mit Iran – aber wie?</i>	
Mit Navid Kermani und Ulrich Tilgner	81
Erik Fosnes Hansen, Oslo	
<i>Europa sieht Deutschland: Die Einsamkeit der Gemeinschaft.</i>	107
<i>Schuldenkrise und Demokratie in Europa</i>	
Mit Norbert Lammert und Claus Offe	123
II. MUSICA PRO PACE – KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2013	
Stefan Hanheide, Osnabrück	
<i>Tragische Helden – Zu Wagners »Rienzi« und Beethovens »Egmont«.</i>	
<i>Einführung in das musica pro pace-Konzert 2013</i>	149

III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

THEMENSCHWERPUNKT:
HANDLUNGSFELDER DEUTSCHER AUßENPOLITIK

Navid Kermani, Köln <i>Es gibt diese Welt nicht mehr. Ein persönlicher Abschied von einem Orient, der anarchisch, bunt gemischt und tolerant war</i>	157
Jörn Ipsen, Osnabrück <i>Auslandseinsätze der Bundeswehr</i>	165
Bernhard Rinke, Osnabrück <i>Parlamentsbeteiligung unter Druck: Die Auslandseinsätze der Bundeswehr</i>	175
Kilian Spandler, Tübingen / Hanna Pfeifer, Magdeburg <i>Komplexität aufbauen statt abbauen – Wider eine Politik der neuen deutschen Verantwortung</i>	187
Christoph Rass / Sebastian Bondzio, Osnabrück <i>»Massensterben« und Erster Weltkrieg – Begriff, Ereignis, Erfahrung</i>	191

IV. ANHANG

Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren	205
Abbildungsnachweis	211

»Massensterben« und Erster Weltkrieg. Begriff, Ereignis, Erfahrung

Von 1914 bis 1918 tobte der Erste Weltkrieg in Europa mit einer so verheerenden Gewalt und so weitreichenden Folgen, dass Historiker über ihn urteilten, er sei die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts«¹ gewesen. Mit bis heute in vielen Kampfgebieten sichtbaren Verwüstungen hat sich dieser Krieg in die Landschaften und in das kollektive Gedächtnis Europas eingeschrieben. In manchen Frontabschnitten verschwanden ganze Ortschaften unter dem konzentrierten Dauerbeschuss der Artillerie. Soldaten verirrten sich in den Mondlandschaften, die sie selbst mit ihren modernen Waffen geschaffen hatten. Kaum etwas aus ihrer Wirklichkeit stimmte mit ihren Landkarten überein.² Dieser Verlust von Gewissheit und Orientierung im Angesicht extremer Erfahrungen, für deren Verarbeitung keine Begriffe und Muster existierten, ließ den Ersten Weltkrieg bereits für viele Miterlebende zu einer Zäsur ohne Vorbild werden.

Eine andere Dimension des Ersten Weltkriegs, die zu den wesentlichen Elementen der durch den Krieg ausgelösten Krise des Verstehens und Begreifens zählt, ist heute auf den Schlachtfeldern kaum noch zu erkennen. Zwar werden Schützengräben und Granattrichter noch lange brauchen, bis die Erosion sie wieder verfüllt hat – vielerorts erfahren diese Spuren des Krieges inzwischen gar eine konservierende oder rekonstruierende Musealisierung. Die auf diesen Schlachtfeldern getöteten Menschen aber sind längst verschwunden. Die Agonie, die Schreie der letzten Sekunden, die toten Körper sind flüchtige Spuren der Menschenvernichtung, die sich gleichwohl tief in die Erinnerung der Miterlebenden einbrennen. Die Toten ruhen heute wohlgeordnet auf Soldatenfriedhöfen, die sich wie Satelliten um jedes dieser *killung fields* gruppieren, oder sind auf Denk- und Mahnmälern verzeichnet. Mit solchen Monumenten sind die »Gefallenen« in nationalen Erinnerungskulturen aufgegangen, die dem Blick auf Töten und Sterben im Krieg ihre Perspektiven vorgeben.

Allein in Europa starben im Ersten Weltkrieg rund 9,5 Millionen zumeist junger Männer als Soldaten, zwei Millionen von ihnen auf deutscher Seite.³ Diese ungeheure Zahl an Opfern, die später das »Dritte Reich« und der Zweite Weltkrieg auf furchtbare Weise in den Schatten stellten, übersteigt das menschliche Fassungsvermögen, insbesondere wenn wir uns

fragen, was sich hinter der reinen Quantifizierung verbirgt. Weit über den wissenschaftlichen Sprachgebrauch hinaus hat sich mit dem Wort ›Massensterben‹ eine bildhafte Formel für das Unbegreifliche durchgesetzt, die scheinbar einen Umgang mit der überwältigenden Zahl an Toten ermöglicht. Damit bleibt, so scheint es, das Schreiben über die *industrialisierte* Kriegführung des Ersten Weltkriegs in Deutschland untrennbar mit dem Begriff ›Masse‹ verbunden.⁴ Im Übergang zum Stellungskrieg nach dem Scheitern des *Schlieffen*-Plans musste sich die deutsche Führung im November 1914 eingestehen, dass der rasche Feldzug gegen Frankreich gescheitert war. Statt nun einen Verhandlungsfrieden herbeizuführen, entschieden sich die Militärs für ein Fortführen der Kämpfe und nahmen dabei in Kauf, das Ende des Krieges in unabsehbare Zukunft zu rücken.⁵ Obwohl bereits der Bewegungskrieg im August und September 1914 zu Menschenverlusten in bisher ungekannter Höhe geführt hatte, sollten erst die kommenden ›Materialschlachten‹ das ›Massensterben‹ zu einem ständigen Begleiter und festen Bestandteil des Alltags der kriegführenden Gesellschaften werden lassen.

›Masse‹ zählt zu den zentralen Begriffen der Moderne, und es scheint logisch, dass in der Semantik des industrialisierten Krieges auf ›Massenproduktion‹ und ›Massenmobilisierung‹ das ›Massensterben‹ und möglicherweise sogar eine ›Massentrauer‹ folgten. Die Verwendung der Metapher ›Massensterben‹ zur Beschreibung bestimmter Wahrnehmungen im Ersten Weltkrieg bereits durch Zeitgenossen überrascht daher zunächst wenig. Dass der Begriff dann aber aus den Quellen in geschichtswissenschaftliche Texte zum Ersten Weltkrieg gelangt ist, ohne selbst Gegenstand analytischer Betrachtungen zu werden, ist verwunderlich.

Dieser Beitrag diskutiert den für das Sterbegeschehen in den Operationsgebieten des Ersten Weltkriegs synonym gewordenen Begriff ›Massensterben‹. Dazu verfolgen wir zunächst die Genese und sich anschließende Aneignungsprozesse. In einem zweiten Schritt schließt sich die Frage an, ob die implizite Übertragung des ursprünglich auf die Wahrnehmung des Geschehens an der ›Front‹ weisenden Begriffs ›Massensterben‹ auf die Verlusterfahrungen in der ›Heimat‹, in denen sich das Sterben der Soldaten auf die deutsche Kriegsgesellschaft abbildete, zutreffend war. Die Betrachtungen enden mit Überlegungen zu den Folgen daraus resultierender Wirklichkeitskonstruktionen für die Deutung des Ersten Weltkriegs.

›*Massensterben*‹. *Ein Begriff auf dem Weg in den Krieg* – Auf den ersten Blick erscheint ›Massensterben‹ angesichts der Menschenverluste im Ersten Weltkrieg angemessen. Beispiele für seine Verwendung in der modernen geschichtswissenschaftlichen Literatur sind zahlreich.⁶ *Dietmar Molthagen*

charakterisiert mit ›Massensterben‹ die Folge der neuen Art der Kriegführung:

»Anstelle eines ›ritterlichen Kampfes‹, in dem der Mutigere und Tapferere gewinnt, erlebten die Soldaten ein bis dato unbekanntes Massensterben im industrialisierten Krieg.«⁷

Thomas Dominikowski verortet ihn wie selbstverständlich im Vokabular des Krieges:

»Der Massenkrieg wurde zu einem vorher nicht gekannten Massensterben, und die Massenmedien wurden in neuer Qualität zu Instrumenten der Massenpropaganda.«⁸

Volker Berghahn greift ihn mit Bezug auf den Erinnerungsort Verdun auf:

»Der Ortsname Verdun verkörpert bis auf den heutigen Tag in der Erinnerung der Deutschen und der Franzosen das Massensterben des Ersten Weltkriegs.«⁹

Wo aber liegen die Ursprünge des Begriffs und wie ist er in das semantische Feld um den Ersten Weltkrieg hineingewandert? Nachweisbar ist eine Verwendung bereits im 19. Jahrhundert, wenngleich in gänzlich anderen Kontexten als im Narrativ vom Sterben im Krieg. So beschrieben beispielsweise um 1875 wissenschaftliche Publikationen mit ›Massensterben‹ – zeitgenössisch ganz aktuelle – seuchen- und hungerbedingte Menschenverluste.¹⁰ Daneben aber muss ›Massensterben‹ vor allem als ein Fachbegriff der Ornithologie und Ichthyologie gelten.¹¹ Der Sprachgebrauch vor dem Ersten Weltkrieg folgte stets einem naturwissenschaftlichen Verständnis, das den außergewöhnlich starken Verlust von Individuen innerhalb kurzer Zeit beschreibt und sich in erster Linie auf die Tierwelt bezieht. Als ursächlich galten dabei klimatische Veränderungen, Infektionskrankheiten oder sozialer Stress infolge von Überpopulation. Diesen Ursachen ist gemein, dass es sich um externe, von den betroffenen Kollektiven nicht beeinflussbare Faktoren handelt.¹² Menschen und Tiere fallen ›Massensterben‹ nicht durch gegenseitige Gewalt zum Opfer, sondern aufgrund externer und scheinbar unkontrollierbarer Einflüsse.

Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis nach Beginn des Ersten Weltkriegs der so umschriebene Prozess des ›Massensterbens‹ auf die unerwartet hohen Menschenverluste bezogen wurde. So betitelte der Augsburger Pfarrer *Hans Detzer*¹³ bereits Anfang November 1914 eine seiner Predig-

ten mit: *Herr, Deine Toten werden leben! Im Massensterben des Kriegsjahres den Gefallenen zum Gedächtnis, den Trauernden zum Trost!*¹⁴ Der Geistliche versicherte seiner Gemeinde, dass die Kriegstoten Opfer einer ›höheren Macht‹ im Plan Gottes geworden seien.¹⁵ In der Tat spielte die Deutung der Menschenverluste im Ersten Weltkrieg als apokalyptisches Strafgericht eine nicht unwesentliche Rolle in religiösen Wirklichkeitskonstruktionen.¹⁶ Die Ableitung von einem naturwissenschaftlich konnotierten Begriffsverständnis schreibt den Toten dabei Passivität, Machtlosigkeit, letztlich Unschuld zu. Den Hinterbliebenen ließ sich der Tod eines Verwandten auf diese Weise als unabwendbares Ereignis in einem schicksalhaften Prozess vermitteln. Zugleich wirkte diese Deutung exkulpierend in Richtung der Verantwortlichen in Politik und Militär.

Dieses Bild und diese Interpretation des ›Massensterbens‹ entsprachen freilich kaum dem Erlebnishorizont der Soldaten in den Operationsgebieten. Das Spannungsfeld zwischen Propaganda und Lebenswirklichkeit konnte die Geschichtsforschung zwar früh durch die sorgfältige Auswertung von soldatischen Feldpostbriefen und Tagebüchern zeigen. Sie hat dabei den Begriff selbst aber nicht reflektiert und ist nicht von seiner Verwendung im eigenen Narrativ abgerückt.¹⁷

Dabei hatte die frühe Präsenz des Begriffs ›Massensterben‹ im zeitgenössischen Diskurs nicht unmittelbar zur Folge, dass er sich sofort als Vokabel fest- und durchsetzte. In der Zwischenkriegszeit dominierte wieder die klassische Verwendung in biologisch-naturwissenschaftlichen Zusammenhängen und nur vereinzelt griffen Veröffentlichungen über den Weltkrieg die Metapher auf.¹⁸ Auch nach dem Zweiten Weltkrieg flackert das ›Massensterben‹ eher kurz in den semantischen Feldern um den Holocaust oder um die Kämpfe bei Stalingrad auf, wobei sich eine Übertragung in der Verknüpfung von ›Massensterben‹ mit der Schlacht bei Verdun auf die Schlacht um Stalingrad nachzeichnen lässt.¹⁹ Die eigentliche Karriere des Begriffs ›Massensterben‹ in der Forschungsliteratur begann erst mit dem 50. Jahrestag des Kriegsbeginns 1914, wobei sich der Gebrauch, dann ausgehend von dem Nexus ›Verdun/Massensterben‹, schnell etablierte.²⁰ Als sich die Forschung in den 1980er Jahren dem Sterben und Tod von Soldaten zunehmend kritisch zuwandte,²¹ konnte der Begriff ›Massensterben‹ als so fest etabliert gelten, dass ein Hinterfragen von Genese und Verwendungskontexten nicht notwendig schien.

Nun erfassten sozialgeschichtliche und epochenübergreifende Darstellungen das kriegsbedingte Sterbe geschehen zunächst statistisch und untersuchten den gesellschaftlichen Umgang mit Sterben und Tod in sich wandelnden Rahmungen.²² Insbesondere der Blick auf aggregierte Statistiken, in denen sich die Zahl der Kriegstoten in großen Kollektiven wie ›Armeen‹

oder ›Staaten‹ abbildete, schien dabei das ›Massensterben‹ zu belegen. Kulturgeschichtliche Studien, die auf der Grundlage von Ego-Dokumenten die Erfahrungsdimension auf der Mikroebene betrachteten, konnten komplementär in Tiefenbohrungen die kollektive Erfahrung des ›Massensterbens‹ bestätigen. Der Zugriff auf Selbstzeugnisse, die *Christoph Nübel* als »Grundnahrungsmittel der historischen Weltkriegsforschung«²³ bezeichnete, bildet fraglos eine produktive Achse einer Kultur- bzw. Gesellschaftsgeschichte des Krieges.

Wenn aber, nach Nübel, »Ansätze einer milieu-, gruppen- und funktionsspezifischen Erfahrungsgeschichte«²⁴ weiterhin zu den Desiderata zählen, sind grundlegende sozialhistorische Differenzierungen hilfreich, um die Verbindungen zwischen der Mikroebene unmittelbarer Erfahrung und der statistischen Beschreibung des Sterbe geschehens auf der Makroebene auszuloten.²⁵

Die Differenzierung des Begriffs ›Massensterben‹ hinsichtlich der Frage, ob Soldaten als Kollektiv aufgefasst werden können und ihr Tod auf den ›Schlachtfeldern‹ des Ersten Weltkriegs auf diese Weise konzeptualisiert werden kann, oder ob soziale, räumliche und zeitliche Rahmungen in ihren sehr unterschiedlichen Ausprägungen stärker in den Blick rücken sollten, wird in der Forschung nur zaghaft diskutiert.²⁶ Dahinter steht natürlich nicht nur das Problem einer schichtspezifisch asymmetrischen Quellendichte, sondern auch die Frage, auf welche Prozesse sich Wahrnehmungen und Erfahrungen beziehen, die mit ›Massensterben‹ umschrieben werden.

Das führt zurück zur Diskussion darüber, ob ›Massensterben‹ in Ableitung von der naturwissenschaftlichen Verwendung geeignet ist, um das Sterbe geschehen unter den Soldaten im Ersten Weltkrieg analytisch zu beschreiben, oder ob wir den Begriff als eine zeitgenössische Metapher für Erfahrungen auffassen und auf seine Bedeutungszuschreibungen hin untersuchen müssen. Nicht zuletzt eine jäh ansteigende Verwendungsfrequenz der Vokabel im Umfeld des *Centennials* des Kriegsausbruchs im Sommer 1914 ruft nach dieser Diskussion.²⁷

Der Sozialwissenschaftler *Klaus Feldmann* definierte Krieg und kollektives Töten als »absichtliche Versuche der gravierenden Verminderung der Lebenschancen von Kollektiven und sonstige schwerwiegende gewaltsame Eingriffe in das Leben menschlicher Populationen.«²⁸ *Hans-Walter Schmuhl* qualifiziert den Befund mit der Aussage, dass das »massenhafte Morden [...] im 20. Jahrhundert eine quantitative Dimension angenommen« hat, »die die menschliche Vorstellungskraft übersteigt.«²⁹ Beide Definitionen betonen den Akt des Tötens. Schmuhl setzt – drastisch – »massenhaftes Morden« an die Stelle des ›Massensterbens‹.³⁰ Die Parallele zu *Tucholsky* verweist auf eine weitere wichtige Spur:

»Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich: Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder.«³¹

Das Zitat unterstreicht die bereits zeitgenössische, auch in der Predigt Hans Detzers adressierte Wahrnehmung von Soldaten als Gewaltakteuren, die eben nicht nur Gewalt erleiden, sondern auch ausüben.³² Die Metapher ›Massensterben‹ aber beschreibt Soldaten als Gewaltopfer und blendet das zweite wesentliche Element aus. Sie unterstreicht damit nicht allein den menschlichen Verlust, sondern hilft auch zu verdrängen, dass Soldaten andere Menschen töten und verletzen und sich das Zufügen und das Erleiden von Gewalt nicht voneinander isolieren lassen.

Auch die Soldaten selbst reflektierten während des Ersten Weltkriegs ihre eigene Rolle durchaus. In Ego-Dokumenten umschrieben sie ihr Handeln an der Front als »Arbeit«, sahen sich aber im industrialisierten Krieg nicht als Produzenten des Todes.³³ Man war sich der Absurdität des »gegenseitigen Mordens« in den Schützengräben durchaus bewusst, ohne ein Selbstverständnis als ›Mörder‹ zu entwickeln.³⁴

Die Soldaten des Ersten Weltkriegs lebten zwischen Gefechtsfeld und Hinterland in einem Mikrokosmos unmittelbarer Erlebnisse, über den hinaus sie nur ein sehr verschwommenes Bild vom Kriegsgeschehen entlang der Front oder auch von den insgesamt entstehenden Menschenverlusten entwickeln konnten.³⁵ Zugleich unterschieden sich die Erfahrungen der Soldaten nach Zeit und Ort ausgesprochen stark. Brennpunkte des Geschehens verlagerten sich über die Kriegsdauer, und den Alltag in der Kampfzone bestimmten intensive Gefechtsphasen im Wechsel mit ruhigeren Perioden.³⁶ In diesem Rhythmus wechselten eine vermeintliche Ruhe – gestört durch Feuerüberfälle der gegnerischen Artillerie – und eigene Angriffe bzw. die Abwehr gegnerischer Vorstöße.³⁷ Dann füllte sich das ›Niemandland‹ zwischen den Grabenlinien mit Menschen, die aus sicheren Unterständen heraus mit Maschinengewehrfeuer belegt wurden, während sie verzweifelt versuchten, diese zu erstürmen.³⁸

›Massenhaftes‹ Sterben und der individuelle Tod wurden auf diese Weise immer wieder konkret. So schrieb der Osnabrücker Kriegsfreiwillige *Hans Oppenheimer* nach Gefechten im September und Oktober 1914:

»Von 240 Mann waren noch 63 Mann, 7 Unteroffiziere und der Hauptmann über. Über dieses Resultat waren wir alle tief traurig. Aus dem Regiment³⁹ wurden zwei Bataillone à 600 Mann gebildet. Kaum war das geschehen, als neben mir mein Hauptmann von einer

verirrten Kugel ins Herz getroffen tot niederfiel, er, der eben noch mit dem Eisernen Kreuz freudestrahlend vor mir stand.«⁴⁰

Solche Quellen bestätigen den Befund von *Klaus Latzel*, der herausgearbeitet hat, dass die Soldaten auf der sprachlichen Ebene » [...] den tödenden Menschen aus der Wirklichkeit«⁴¹ verdrängt haben. Noch deutlicher tritt dieses Phänomen in einem Brief hervor, den *Hermann Lange*, ebenfalls ein Soldat aus Osnabrück, im Mai 1915 in einem Schützengraben bei Dompierre verfasst:

»4 Tage hintereinander hat unser Regiment zusammen mit den 164ern und 76ern (aus Hamburg) den südlichen Teil der Combrehöhen gestürmt und dabei 1000 Mann und eine Menge Offiziere verloren. Zur Erholung sind wir jetzt hier in eine gut ausgebaute Stellung geschickt. Von unserer Kompagnie sind sämtliche Offiziere und Zugführer gefallen. Die Franzosen haben kolossale Verluste gehabt, überall türmen sich Leichen auf, es war ein furchtbares Bild.«⁴²

Der Krieg gerät in diesen Beschreibungen zu einer entpersonalisierten tödlichen Kraft, der sich die Soldaten unterwerfen, wodurch sie als Verwundete oder Sterbende sichtbar bleiben, als Tötende oder Verletzende jedoch in den Hintergrund treten. Die Briefe der Soldaten transportieren schließlich dieses Bild in ihre Herkunftskontexte. Dort blicken Menschen aus der Distanz auf die Kriegsschauplätze, während sich ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen des Kriegsgeschehens aus einer ganzen Reihe unterschiedlicher Kommunikationskanäle und Deutungsangebote speisen. Dabei entstehen aus Briefen, Zeitungsberichten, Verlustlisten, Propagandamaterialien und sich daran knüpfenden Kommunikationsprozessen eigene Bilder und Vorstellungen vom Kriegsgeschehen und seiner Lebenswirklichkeit.

In der »Heimat«, die scheinbar aus der Vogelperspektive auf das Geschehen an der Front blicken kann, wird nun als Metapher der Begriff »Massensterben« gebräuchlich.⁴³ In ihr fließen die Reduktion der Soldaten zu Opfern durch eine Entpersonalisierung aktiver Gewaltausübung, die Deutung des Krieges als Naturgewalt oder Fegefeuer und der Schrecken über die in Verlustlisten oder Statistiken kumulierten und über die Todesnachrichten individualisierten »Gefallenen« zusammen. »Massensterben« wird zum Ausdruck der emotionalen Qualität dieser Kriegserfahrung und damit zu einem Begriff der Erfahrungsgeschichte.

›Massensterben‹ und die Verlusterfahrung der ›Heimat‹ – Solche Überlegungen stellen auch die Frage, wie sich das ›Massensterben‹ mit Blick auf die Herkunftskontexte der Soldaten in ›massenhafte‹ Verlusterfahrungen übersetzte. Hierbei steht das Verhältnis der Verteilung der unmittelbaren Verlusterfahrungen zur Deutung als ›Massenverlust‹ im Mittelpunkt.

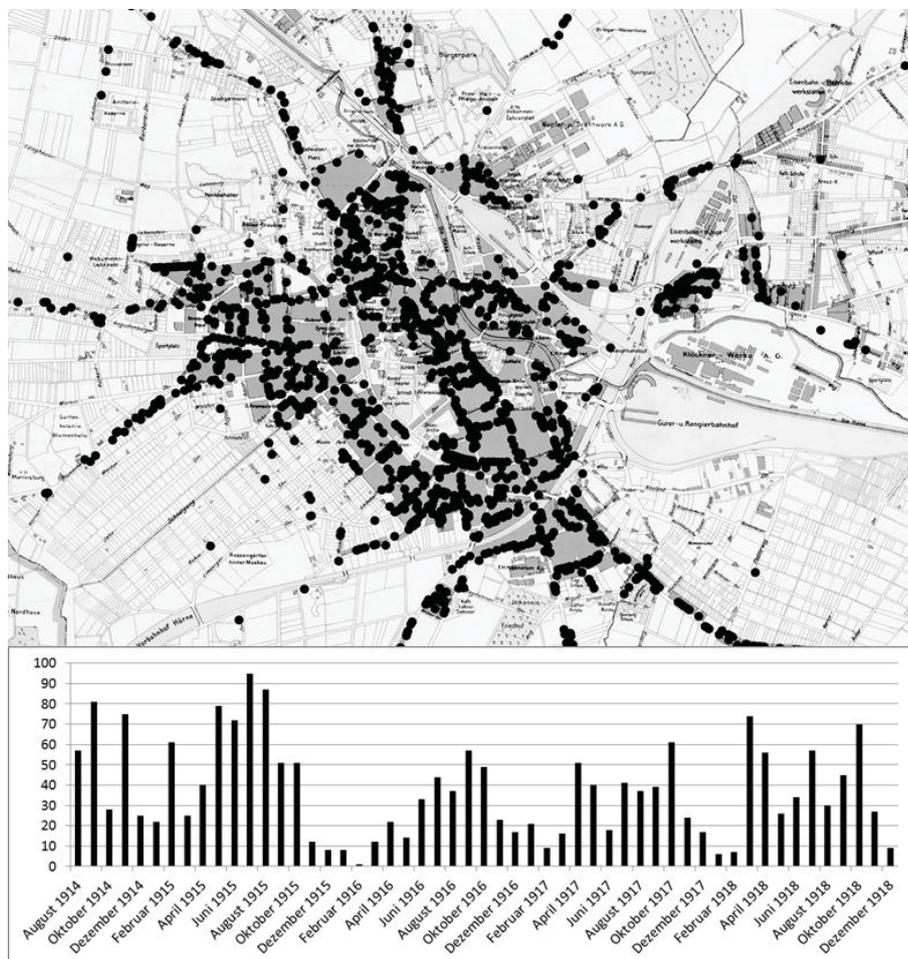


Abb. 1: Räumliche und zeitliche Verteilung der Kriegssterbefälle in Osnabrück

Mehr als zwei Millionen Soldaten der Streitkräfte des deutschen Kaiserreichs wurden im Ersten Weltkrieg getötet oder galten als ›vermisst‹. Diese Männer hatten mit der Einberufung zum Kriegsdienst ihr ziviles Lebensumfeld verlassen, blieben jedoch sozial bzw. emotional in vielen Kontexten präsent und standen in dem von ›Front‹ und ›Heimat‹ gebildeten Kommunikationsraum mit ihren Familien und Freunden sowie Kollegen oder

Kirchengemeinden in enger Verbindung. Brach diese Verbindung, die vor allem der regelmäßige Briefverkehr ermöglichte, ab, wurde aus der ständigen Sorge um die ›im Feld‹ stehenden Soldaten die Angst vor deren Verwundung oder Tod. Traf dann nicht der erlösende nächste Brief, sondern die Nachricht über den Tod eines geliebten Menschen ein, löste das Sterbeereignis an der Front eine Kaskade von Verlusterfahrungen und Trauerprozessen aus.⁴⁴

Zwischen 1914 und dem Kriegsende, in einigen Fällen auch darüber hinaus, erreichten rund 2.200 solche Nachrichten Osnabrück.⁴⁵ Für diese mittelgroße Stadt in der preußischen Provinz Hannover, von deren rund 80.000 Einwohnerinnen und Einwohnern etwa 15.000 Männer⁴⁶ als Soldaten in den Krieg zogen, bedeutete dies, dass im Schnitt alle 16 Stunden eine Todesnachricht eine Familie erschütterte. Die Stadtgesellschaft musste entsprechend im statistischen Mittel pro Tag mit 1,5 bzw. monatlich mit rund 45 Todesnachrichten umgehen, die sich über die Kriegsdauer zur Gesamtzahl an Kriegssterbefällen akkumulierten.

Eine differenzierte Beobachtung der Verteilung dieser Verlusterfahrungen über die Stadt über den Raum, die Zeit sowie soziale Milieus, Nachbarschaften oder Familienverbände offenbart allerdings ein wesentlich komplexeres Bild:

Erstens kamen die Todesnachrichten, die das Kriegsgeschehen auslöste, in Wellen über die Stadt.⁴⁷ Diese folgten in ihren Mustern zwar dem Kriegsgeschehen. Die durch die Einsatzbedingungen der militärischen Verbände bestimmte Verteilung der ›Gefallenen‹ über das Heer und die durch die Wohnorte der Soldaten bedingte Verteilung der Verlust- und Trauererfahrungen über die Gesellschaft müssen dabei jedoch klar unterschieden werden. So starben bei militärischen Großereignissen, etwa vor Verdun, Hunderttausende in kurzer Zeit an einem Ort, diese ›Gefallenen‹ verteilten sich jedoch über eine große Zahl von Herkunftskontexten.

Die daraus resultierenden Distributionseffekte erschweren generalisierende Rückschlüsse vom Sterbeereignis an der ›Front‹ auf die Verlusterfahrungen in der ›Heimat‹.⁴⁸

Zweitens streute der Krieg den Tod von Soldaten und die sich daran knüpfenden Verlusterfahrungen prinzipiell zufällig über die kriegführenden Gesellschaften. Gleichwohl beeinflussten soziodemografische Strukturen und die Art der militärischen Mobilisierung die entstehenden Verteilungsmuster.⁴⁹

Drittens gelangten die Verlustnachrichten über einen Zeitraum von mehr als vier Jahren nach Osnabrück, sodass sich eine wachsende Zahl von Trauer- und Bewältigungsprozessen in unterschiedlichen Phasen zeitlich überlagerte.

Schließlich verloren viertens auf diese Weise 15-20% aller Haushalte in der Stadt einen oder mehrere Angehörige als Soldaten. Die direkt von dieser Folge des Krieges betroffenen Kernfamilien bildeten in der Stadtgesellschaft somit eine Minderheit.⁵⁰ Erst durch die Kommunikation innerhalb der jeweiligen Milieus bzw. sozialen Netzwerke entstanden dann die sogenannten Trauerkreise (*circles of mourning*), über die der Anteil der direkt oder indirekt Betroffenen – je nach zugrunde gelegtem Modell – auf bis zu 75% der Stadtgesellschaft anwuchs.⁵¹

Zwischen den in der Stadt präsenten Verlusterfahrungen lagen demnach eine zeitliche, eine räumliche und eine soziale Distanz, wobei immer nur ein kleinerer Teil der Familien unmittelbar betroffen war. Die Verlusterfahrungen breiteten sich aber von ihrem primären Ort durch soziale Interaktionen wellenartig über die Stadtgesellschaft aus, wobei Gemeinschaften – etwa Kirchengemeinden – oder Rituale kollektiver Trauer und Sinnstiftung – beispielsweise regelmäßig stattfindende Gedenkfeiern – eine besondere Bedeutung einnehmen konnten.⁵²

Auch mit Blick auf die ›Heimatfront‹ ergibt sich aus diesen Betrachtungen die Frage, inwiefern vom ›Massensterben‹ auf eine kollektive Betroffenheit geschlossen werden kann, oder ob von einer gewissen Vereinzelung oder gar Isolierung der durch Kriegssterbefälle betroffenen Familien ausgegangen werden sollte. Das Verhältnis dieser Familien zu einer nicht zuletzt im Dienst einer Durchhaltepropaganda hervorgebrachten Kollektivierung der Betroffenheit wäre dann noch zu bestimmen.

Erkenntnisse – Was lässt sich von diesen Überlegungen für den Umgang mit dem Begriff ›Massensterben‹ ableiten und welche Folgen hätte ein gewandeltes Verständnis dieser Metapher? ›Massensterben‹ hat in der Geschichtsschreibung über den Ersten Weltkrieg seit den späten 1960er Jahren große Bedeutung gewonnen und ist zu einer nicht mehr hinterfragten Vokabel geworden. Dabei lässt sich durchaus nachzeichnen, dass es sich um einen Begriff handelt, der, aus naturwissenschaftlichen Verwendungszusammenhängen kommend, bereits während des Ersten Weltkriegs zur deutenden Beschreibung der traumatisierenden Erfahrung von Überlebenden mit den in der Tat unerwartet hohen Menschenverlusten diente. Zentral hierbei waren das Ausblenden der mit dem Sterben verbundenen Tötungsakte und das Ablenken von Verantwortlichkeiten und Kausalitäten durch die Beschreibung des Krieges als unbeherrschbare Kraft. Es ist ebenfalls deutlich geworden, dass der Begriff ›Massensterben‹ nicht aus dem Vokabular der Soldaten selbst stammt und deren Erfahrungen nur bedingt beschreibt. Vielmehr wurde er in Distanz zum Sterbegeschehen in der ›Heimat‹ gebräuchlich. Dort aber übersetzte sich sein Deutungsangebot

nicht linear in massenhafte Verlusterfahrung oder kollektiv gleichmäßig ausgeprägte Betroffenheit.

In den Herkunftskontexten der Soldaten standen sich komplexe Verteilungsmuster von Verlusterfahrungen, die stets eine Minderheit der Bevölkerung direkt betrafen, und Vergemeinschaftungsprozesse gegenüber, die eine Kollektivierung dieser Verlusterfahrung kanalisiert. Solche differenzierenden Befunde können helfen zu verstehen, wie militärische Kollektive über lange Zeiträume ihre Dezimierung ertragen, ohne an Funktionsfähigkeit einzubüßen, und Gesellschaften – auch in opferreichen Konflikten – kriegsfähig bleiben. Zugleich hinterfragt eine kritische Diskussion des Begriffs »Massensterben« seine Übernahme aus den Quellen in den geschichtswissenschaftlichen Sprachgebrauch und die damit verbundene Transmission seiner zeitgenössischen Bedeutungsladung auf die analytische Ebene.

-
- 1 George F. Kennan: *The Decline of Bismarck's European Order. Franco-Russian Relations, 1875-1890*. Princeton 1979, S. 3. In ähnlicher Form vgl. Christopher Clark: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*. München 2012, S. 9.
 - 2 Vgl. Michael Epkenhans: *Kriegswaffen – Strategie, Einsatz, Wirkung*. In: Rolf Spilker / Bernd Ulrich (Hg.): *Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918*. Bramsche 1998, S. 68-83, hier S. 72.
 - 3 Die Schätzungen zur Gesamtzahl der Todesopfer im Ersten Weltkrieg in Europa gehen auseinander. Sie reichen von 7,5 Mio. bis 13 Mio. Vgl. Boris Zesarewitsch Uralnis: *Bilanz der Kriege. Die Menschenverluste Europas vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin 1965, S. 338-341; Michael Salewski: *Der Erste Weltkrieg*. Paderborn / München / Wien / Zürich 2004, S. 352-353. Die Verlustquote betrug, bezogen auf alle mobilisierten deutschen Soldaten, rund 15%, das entsprach etwa 12% der männlichen Bevölkerung im kriegsdienstpflichtigen Alter, vgl. Benjamin Ziemann: *Soldaten*. In: Gerhard Hirschfeld / Gerd Krumeich / Irina Renz (Hg.): *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2009, S. 155-168, hier S. 156.
 - 4 Vgl. Thomas Dominikowski: *Massenmedien und Massenkrieg. Historische Annäherungen an eine unfriedliche Symbiose*. In: Martin Löffelholz (Hg.): *Krieg als Medienereignis II. Krisenkommunikation im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden 1998, S. 59-81, hier S. 66; Thomas Fleming: *Industrialisierung und Krieg*. In: Spilker / Ulrich (Anm. 2), S. 54-67; Wolfgang Kruse: *Organisation und Unordnung. Kriegswirtschaft und Kriegsgesellschaft in Deutschland 1914-1918*. In: Spilker / Ulrich (Anm. 2), S. 85-95, hier S. 85 f.
 - 5 Vgl. Holger Afflerbach: *Die militärische Planung im Deutschen Reich*. In: Wolfgang Michalka (Hg.): *Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse*. Weyarn 1997, S. 280-317, hier S. 286.
 - 6 Neben den nachfolgend genannten Beispielen vgl. Kruse (Anm. 4), S. 85; Joseph Canning / Hartmut Lehmann / Jay Winter (Hg.): *Power, Violence and Mass Death in Pre-Modern and Modern Times*. Hampshire 2004; Paul Betts / Alon Confino / Dirk Schumann: *Death and Twentieth-Century Germany*. In: Alon Confino / Paul Betts / Dirk Schumann (Hg.): *Between Mass Death and Individual Loss. The Place of the Dead in Twentieth-century Germany*. Washington D.C. 2008, S. 1-22. Jörn Leonhard stellt in seiner neuesten Monografie zum Ersten Weltkrieg das »Massensterben« der Individualisierung des Verlusts durch die Präsentation von Fotos getöteter Soldaten in Kriegsausstellungen gegenüber, vgl. Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*. München 2014, S. 605.
 - 7 Dietmar Molthagen: *Das Ende der Bürgerlichkeit? Liverpooler und Hamburger Bürgerfamilien im Ersten Weltkrieg*. Göttingen 2007, S. 57.

- 8 Dominikowski (Anm. 4), S. 66.
- 9 Volker R. Berghahn: Der Erste Weltkrieg. 4. Aufl., München 2009, S. 68.
- 10 Vgl. exemplarisch Conrad Sickinger: Das alte Zunftwesen und die moderne Gewerbefreiheit. Mainz 1875, S. 133.
- 11 Vgl. exemplarisch N. Wehr: Massensterben in Schwalbennestern. In: Die Vogelwelt. Zeitschrift für Vogelschutz und Vogelkunde 33 (1908), S. 80; Karl Eckstein: Fischerei und Fischzucht. Leipzig 1902, S. 66.
- 12 Vgl. Onlineportal Spektrum.de, <http://www.spektrum.de/lexikon/biologie/massensterben/41308>, abgerufen am 20. Juni 2014.
- 13 Vgl. Jürgen Hildesheim: Augsburgs Brecht-Lexikon. Personen, Institutionen, Schauplätze. Würzburg 2000, S. 58-59. Detzer gehörte in Augsburg zur evangelisch-lutherischen Barfüßergemeinde St. Jakob und war unter anderem der Religionslehrer Bertolt Brechts.
- 14 In seiner Predigt zum Totensonntag 1914 verwendet er das Wort ›Massensterben‹ zwölfmal. Ziel des Geistlichen war es, den Beitrag der ›Gefallenen‹ gegen das ›religiöse und moralische Verderben‹ hervorzuheben und dem Tod der ›Gefallenen‹ einen Sinn zu verleihen. Vgl. Hans Detzer: Herr, Deine Toten werden leben! Im Massensterben des Kriegsjahres den Gefallenen zum Gedächtnis, den Trauernden zum Trost! Augsburg 1914.
- 15 Vgl. ebenda, S. 8 f.
- 16 Vgl. Adrian Gregory: Beliefs and Religion. In: Jay Winter (Hg.): The Cambridge History of the First World War, Bd. 3. Cambridge 2014, S. 418-444; Anette Becker: Faith, Ideologies and the ›Cultures of War‹. In: John Horne: A Companion to World War I. Oxford 2010, S. 234-262; Gerd-Walter Fritsche: Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses. In: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung. Stuttgart 1989, S. 114-152, hier S. 138.
- 17 Vgl. Peter Knoch: Kriegsalltag. In: Ders. (Anm. 16), S. 222-251; Clemens Krüger: Fronterfahrung und Heimataltag im Ersten Weltkrieg. Feldpost als Quelle. Schwalbach / Ts. 2010; Klaus Latzel: Feldpost. In: G. Hirschfeld / G. Krumeich / I. Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2004; Klaus Latzel: Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegung zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 56 (1997), S. 1-31; Bernd Ulrich: Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges. Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen 53 (1994), S. 73-84; Bernd Ulrich: Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg. Bedeutung und Zensur. In: Peter Knoch (Anm. 16), S. 40-83.
- 18 Erich Otto Volkman: Der Große Krieg 1914-1918. Kurzgefasste Darstellung auf Grund der amtlichen Quellen des Reichsarchivs. Berlin 1922; Ders.: Strategie des Weltkrieges. Leipzig 1937, S. 99; Bruno Gebhardt / Aloys Meister: Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 3. Stuttgart 1923, S. 644.
- 19 Vgl. Viktor E. Frankl: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Wien 1946, S. 107; Heinz Boberach: Stimmungsschwankungen in der deutschen Bevölkerung. In: Wolfram Wette (Hg.): Stalingrad. Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht. 5. Aufl., Frankfurt am Main 2012, S. 61-66, hier S. 62; Gerd R. Ueberschär: Die Schlacht von Stalingrad in der deutschen Historiographie. In: Wolfram Wette, a.a.O., S. 201.
- 20 Vgl. Hans Ebert: Vor 50 Jahren. Erster Weltkrieg, November-Revolution, Nachkriegszeit. Berlin 1968; Jürgen Moltmann: Umkehr zur Zukunft. München 1970, S. 80.
- 21 Vgl. Philippe Ariès / Hans-Horst Henschen: Bilder zur Geschichte des Todes. München 1984.
- 22 Für Standardwerke über den Zusammenhang zwischen Krieg und Tod vgl. George L. Mosse: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Stuttgart 1993. Rolf Spilker / Bernd Ulrich (Anm. 2); Klaus Latzel: Sterben im Krieg. Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum II. Weltkrieg. Warendorf 1988.
- 23 Christoph Nübel: Neue Forschungen zur Kultur- und Sozialgeschichte des Ersten Weltkriegs. Themen, Tendenzen, Perspektiven, S. 1-44, hier S. 7. In: Onlineportal H-Soz-u-Kult, URL: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-06-001.pdf>, abgerufen am 20. Juni 2014.
- 24 Ebenda, S. 36.
- 25 Siehe dazu auch Norbert Fischer: Sterben und Tod in der Neuzeit. In: Héctor Wittwer / Daniel Schäfer / Andreas Frewer (Hg.): Sterben und Tod. Geschichte – Theorie – Ethik. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart u.a. 2010, S. 6-15, hier S. 7.
- 26 Die Quellen für die ›Mittel-‹ und ›Oberschicht‹ sind im Verhältnis zu denen der ›Unterschicht‹ weitaus zahlreicher überliefert und haben dementsprechend die bisherige Historiographie ge-

- prägt. Vgl. Sebastian Bondzio / Christoph Rass: »Wir brauchen nicht zu leben, wohl aber müssen wir siegen«. Eine Stadt und ihre Kriegsfreiwilligen. In: Stefan Karner / Philipp Lesiak (Hg.): Erster Weltkrieg. Globaler Konflikt – lokale Folgen; neue Perspektiven (Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Instituts für Kriegsfolgen-Forschung, Bd. 27). Innsbruck 2014, S. 225-246, hier S. 246.
- 27 Inzwischen ist der Begriff durch populärwissenschaftliche und journalistische Rezeption in das allgemeine Vokabular übergegangen. Vgl. hierfür beispielhaft: http://www.planet-wissen.de/politik_geschichte/militaer/verdun/, abgerufen am 20.6.2014; <http://www.ndr.de/kultur/geschichte/chronologie/Vom-Kriegsrausch-zum-Massensterben,kriegsausbruch100.html>, abgerufen am 20. Juni 2014.
 - 28 Klaus Feldmann: Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick. 2., überarb. Aufl. Wiesbaden 2010, S. 227-228.
 - 29 Hans-Walter Schmuhl: Massenmord / Genozid / Demozid. In: Wittwer / Schäfer / Frewer (Anm. 25), S. 351-357, hier S. 351.
 - 30 Vgl. § 211 StGB.
 - 31 Kurt Tucholsky (unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel): Der bewachte Kriegsschauplatz. In: Die Weltbühne vom 4. August 1931, S. 191.
 - 32 Hans Detzer wendet sich in seiner Predigt mit den Worten »Es ist der Krieg kein blindes Morden« gegen diese Position. Vgl. Detzer (Anm. 14), S. 7.
 - 33 Zur Selbstwahrnehmung von Soldaten mit Bezug auf den Akt des Tötens siehe: Joanna Bourke: An Intimate History of Killing. Face-to-Face Killing in Twentieth-Century Warfare. London 2000; Dave Grossman: On Killing. The Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society. Boston / New York / London 1996.
 - 34 Für die Zitate siehe Klaus Latzel: Die Soldaten des industrialisierten Krieges. »Fabrikarbeiter der Zerstörung«? Eine Zeugenbefragung zu Gewalt, Arbeit und Gewöhnung. In: Spilker / Ulrich (Anm. 2), S. 125-141, hier S. 125; Sebastian Bondzio / Christoph Rass: »Gefallene« in der Gesellschaftsgeschichte. Forschungsperspektiven zum »Massensterben« von Soldaten im Ersten Weltkrieg. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 65 (2014), S. 338-351.
 - 35 Vgl. Latzel, in: Spilker / Ulrich (Anm. 2), S. 125.
 - 36 Ebenda, S. 127; Knoch (Anm. 17).
 - 37 Vgl. Latzel (Anm. 34), S. 127-130.
 - 38 Vgl. Ziemann (Anm. 3), S. 157.
 - 39 Ein Regiment der Infanterie bestand bei Kriegsbeginn aus drei Bataillonen mit jeweils 650 Mann. Insgesamt umfasste es rund 2000 Soldaten.
 - 40 Die Feldpostbriefe Hans Oppenheimers befinden sich zusammen mit denen 57 weiterer Autoren im Bestand des sog. »Kriegsarchivs« im Niedersächsischen Landesarchiv – Standort Osnabrück (NLA OS). Der Bestand umfasst 263 Feldpostbriefe und 9 Tagebücher. 25 der 58 Absender sind im Ersten Weltkrieg ums Leben gekommen; NLA OS, Dep 3 b II,I Nr. 598, Bl. 3.
 - 41 Latzel (Anm. 34), S. 131.
 - 42 NLA OS, Dep 3 b II,I Nr. 598, Bl. 548.
 - 43 Vgl. Bondzio / Rass (Anm. 34), S. 350-351.
 - 44 Zum Konzept des »steady stream of letters« vgl. Jessica Meyer: Men of War. Masculinity and the First World War in Britain. New York 2009, S. 15.
 - 45 Die zugrunde liegenden Daten werden im Forschungsprojekt »Gefallene« in der Gesellschaftsgeschichte. Das Sterben von Soldaten im Ersten Weltkrieg und seine Nachwirkungen im Westen Niedersachsens« erhoben und analysiert, das von 2013 bis 2016 durch das Programm Pro³Niedersachsen gefördert wird und an der Professur für Neueste Geschichte der Universität Osnabrück angesiedelt ist. Eine interaktive Projektion der Kriegssterbefälle auf die Wohnadressen der getöteten Soldaten in Osnabrück kann im Internet unter <http://geo.osnabrueck.de/wk1/> abgerufen werden.
 - 46 Die Zahl beruht auf einer geleiteten Schätzung, bei der wir die 2.219 zwischen August 1914 und Ende 1919 standesamtlich registrierten Kriegssterbefälle Osnabrücks zugrunde legen. Die Verlustquote betrug, bezogen auf alle mobilisierten Soldaten, rund 15%, vgl. Ziemann (Anm. 3), S. 156.
 - 47 Siehe Abbildung 1. Die rein quantitative Darstellung verschleiert die sozialräumliche Gliederung Osnabrücks. Differenzierte Betrachtungen über Raum und Zeit sind daher notwendig, um ein Verständnis von den Trauerprozessen in unterschiedlichen Milieus zu erhalten.
 - 48 Vgl. Bondzio / Rass (Anm. 34), S. 342.

- 49 Siehe Abbildung 1. Die kumulierte Darstellung verschleiert die Verteilung über die Zeit. Ein Faktor, der die Verteilung prinzipiell beeinflusste, war beispielsweise die durchschnittlich höhere Bevölkerungsdichte in den Arbeitervierteln.
- 50 Vgl. Bondzio / Rass (Anm. 34), S. 344.
- 51 Smith, Audoin-Rouzeau und Becker betonen ausdrücklich die großen Unterschiede der »circles of mourning«. Für den unmittelbar betroffenen Kreis nehmen sie 10, für den erweiterten 30 Personen an. Vgl. Leonard V. Smith / Stéphane Audoin-Rouzeau / Annette Becker: *France and the Great War. 1914-1918*. Cambridge 2003, S. 70-71.
- 52 Vgl. Bondzio / Rass (Anm. 34), S. 343-344; Christoph Rass / Sebastian Bondzio / Jens Lohmeier: *Der Fingerabdruck des Krieges. Stadtgesellschaft und »Massensterben« im Ersten Weltkrieg*. In: Thomas Schleper (Hg.): *Aggression und Avantgarde. Der Vorabend des Ersten Weltkrieges*. Essen 2014, S. 378-388, hier S. 382 f.